

Friedrich Justus Gottlob Riemann

**Etwas über die Bescheidenheit der Lehrer in Schulen : Eine Einladungsschrift ...
zur Anhörung zwey lateinischer Reden, welche am 10. Januar d. J. ... sollen in
dem Auditorium der Domschule gehalten werden**

Schwerin: gedruckt mit Bärensprungschens Schriften, 1787

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759392502>

Druck Freier  Zugang



Etwas
über die Bescheidenheit der Lehrer
in Schulen

Eine
Einladungsschrift

an ein
Hochverehrliches Schwerinsches Publicum
zur Anhörung

zwey lateinischer Reden,

welche

am 10. Januar d. J.

an welchem Tage ich als Corrector, und der Herr Candidat Rath
als Collaborator der Domschule hieselbst
öffentlich vorgestellt werden sollen

in dem

Auditorium der Domschule

werden gehalten werden

die eine

von Sr. Hochwürden,

dem Herrn

Consistorialrath und Superintendenten Martini,

die andere

von mir,

dem bisherigen Cantor am Dom
Friederich Just Gottlob Riemann.

Schwerin, 1787.

Gedruckt mit Bärensprung'schen Schriften.







Unter allen Tugenden ist keine, um derenwillen der Tugendhafte nicht geliebt zu werden verdiente; aber auch keine, durch die er es mehr verdiente, als durch die Bescheidenheit. Der Mann, der seinen Werth unparteyisch und richtig schätzt, des Guten, was er in und an sich findet, lieber im Stillen genießt, als es der Welt mit Geräusch und Gepränge ankündigt, lieber der Hochachtung anderer werth seyn als scheinen will, fremde Verdienste erkennt, schätzt, und ihnen den gebührenden Beyfall ertheilt, in Vergleichung mit den seinigen sie lieber zu hoch in Anschlag bringt, als herabwürdigt, und gelassen erwartet, was er, neben andere gestellt, in den Augen der Welt gewinnen oder verlieren werde; sollte der nicht den gerechtesten Anspruch auf unsere Hochachtung und auf unser Wohlwollen haben? Gewiß hat er ihn! und wird ihn in den Herzen eines jeden, der gegen die wesentliche Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend nicht unempfindlich ist, geltend finden.



Ist es nun an diejenigen, deren Bildung zur Weisheit und Tugend andere anvertrauet sind, die billigste Forderung die man thun kann, daß sie selbst in den Tugenden, die sie lehren und empfehlen, zum Muster dienen sollen, daß sie durch ihr Beyspiel nicht einreißen, was sie durch ihre Ermahnungen zu bauen gedenken: So wird sich auch kein Lehrer in Schulen mit Grunde von der Verbindlichkeit, sich wenigstens in seinen äußern Betragen bescheiden aufzuführen, frey machen können. Am besten ist es ohne Zweifel in diesem Falle, wie in so viel andern Fällen, das, was man scheinen will, zu seyn, da bekanntlich Natur weit über die Kunst gehet.

Aber kann man auch wohl, besonders als Lehrer in Schulen, die Bescheidenheit zu weit treiben?

Man sollte denken, daß dieß nicht möglich wäre. Ist Bescheidenheit eine Tugend, und zwar eine eben so nothwendige als liebenswürdige Tugend: Wie könnte denn irgend jemand darinnen zu viel thun? Die vollkommene Tugend, so wie sie uns von den theologischen und einigen philosophischen Schriftstellern geschildert wird, ist immer nur ein Ziel, darnach wir streben müssen, das wir aber niemals erreichen können, so lange wir hier im Lande der Unvollkommenheit wallen; ein Ideal, ein Ganzes, das aus unzähligen moralischen Schönheiten und Vortrefflichkeiten zusammengesetzt ist, und wornach wir unsere Gesinnungen und unsern Wandel zu bilden suchen, täglich immer mehr suchen müssen, ohne je sagen zu können, daß uns nichts mehr mangle. So wäre es denn unmöglich, allzu gut, und folglich, allzu bescheiden zu seyn. Man kann, sagt das Sprichwort, des Guten nicht zu viel thun.

Da kommt uns aber ein anderes Sprichwort in den Weg, das also lautet: Man muß auch des Guten nicht zu viel thun. Beide gründen sich, wie sehr viel andere Sprichwörter auf den gemeinen Menschenverstand, der uns Erdensohnen im menschlichen Leben einmahl so unentbehrlich ist, als dem Tischler, Zimmermeister und andern Handwerksleuten ihr in Zolle und Linien eingerheilte Maßstab; obgleich die feinem Instrumente, tausendtheilige Maßstäbe, Haarcirkel, Transporteure zc. im Bestecke der Speculation und der reinen Vernunft deswegen nicht unnöthig, überflüssig, viel weniger schädlich



schädlich sind. Indessen ist der Widerspruch obiger beyden moralischen Principien nur scheinbar; obgleich das eine zu verbieten scheint, was das andere befiehlt, so lassen sie sich doch beyde sehr leicht mit einander vereinigen.

Gut, moralisch gut ist unser Betragen, wenn wir darinnen zum Besten der ganzen menschlichen Gesellschaft (uns selbst also nicht ausgeschlossen) absichtlich wirksam sind. Dies vorausgesetzt, ist es klar, daß man des Guten nie zu viel thun könne, wenn man unter dem Guten ein solches Verhalten im Ganzen genommen versteht, da man sich bestrebt, die Summe der Vortheile, welche wir der menschlichen Gesellschaft verschaffen können, so groß, als durch uns und den Gebrauch unserer Kräfte nur irgend möglich, zu machen. Nennt man dagegen jede einzelne Handlung, jede besondere Seite des Betragens eines Menschen gut, wenn aus derselben unter gewissen Umständen Vortheile für das Ganze entspringen: So ist offenbar, daß man des Guten zu viel thun könne, wenn jene Umstände sich ändern, und dann die Summe des Guten in der Welt durch solche Handlungen weiter nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert wird.

Man wende dieß auf die Bescheidenheit an. Die richtige Schätzung unsers eigenen Werthes, die unparteyische Vergleichung unserer eigenen Verdienste mit den Verdiensten anderer, die Achtung welche wir den letztern widerfahren lassen, das Verlangen und Bestreben, lieber unsern wahren Werth zu vermehren, als ihn durch viel Geräusch bekannt und einleuchtend zu machen; alles dieß wird nie dem Publicum nachtheilig werden, sondern ihm, so wie uns selbst, auf mancherley Art Vortheil verschaffen. In so fern könnte man also nie zu bescheiden seyn. Aber das gänzliche Stillschweigen von unsern Verdiensten ist an sich kein Mittel dem Publicum zu nützen. Würde nun durch ein solches Stillschweigen dieser Nutzen der Gesellschaft so gar gehindert, und gereichte es uns etwa selbst zum Nachtheil: So ist es erlaubt, ja es ist pflichtmäßig, der Welt zu sagen, was man leisten kann, und (weil sich dieß oft nicht besser zeigen läßt) was man geleistet hat. Man thäte des Guten zu viel, wenn man in diesem unnützen Stillschweigen beharren wollte. Hängt also z. E. unser Nachbar sein Schild aus, kündigt auf demselben mit großen goldnen Buchstaben seine Waaren an, und rühmt sie als die besten: So laßt uns dreist unser Schild auch hinaus hängen, und



unsere Waare, vorausgesetzt, daß sie gut ist, als gut ankündigen. Die goldnen Buchstaben können aber wegbleiben; schwarze lassen sich eben so gut, wo nicht besser, lesen.

So rede denn auch der Schullehrer, besonders wenn es von seinem Publicum erwartet oder verlangt wird, von dem Guten, das er gestiftet hat, stiften kann, stiften will; er zeige, worinnen er für seine Schule etwas gethan, was er für Verbesserungen vorgenommen, welche Wissenschaften, die ehedem nicht getrieben wurden, er eingeführt, welche bessere Lehrbücher er zu brauchen angefangen, überhaupt was er zur Bildung des Verstandes, des Herzens, der Sitten seiner Schüler ausgerichtet habe. Er rede hievon; aber er bleibe der Wahrheit getreu; er vermeide es, jede Kleinigkeit als etwas wichtiges anzukündigen oder bekannt zu machen: und, wenn er noch hie oder da in andern Schulen verkehrte Maßregeln und Mißbräuche wahrzunehmen glaubt, so spreche er um des Himmels willen nicht auf chinesische Manier davon, als wenn er allein zwey Augen zu haben glaubte, andere aber für blind oder höchstens nur für einäugig hielte. Er binde seine Garbe, so fest und gut er will, und richte sie auf; glaube aber doch ja nicht, daß die Garben aller seiner Brüder um ihn her sich neigen müßten gegen seiner Garbe.

Den Vorwurf der Unbescheidenheit wird uns, den Lehrern der hiesigen Domschule, niemand mit Grunde machen können. Kann uns etwas zum Vorwurf gereichen, so ist es dieß, daß wir bisher mehr allzubescheiden, als unbescheiden gewesen sind. Nur selten sind von den hiesigen Hn. Scholar:en und von den beyden ersten Lehrern unserer Schule dem Publicum Schriften vorgelegt worden, in welchen man von dem Guten, das wir zu bewirken gesucht hatten, und noch bewirken konnten und wollten, Nachricht finden konnte. Wir glaubten, man würde im Publicum aus den Früchten unserer Bemühungen schon selbst sehen, ob wir mit oder ohne Nutzen arbeiteten; arbeiteten also in der Stille fort, und dachten dabey der Sentenz gemäß: Das Seinige mit aller Treue thun, und den Ausgang Gott befohlen, tröstet gegen Narren und Weise; einer Sentenz, die ich zwar dem geneigten Leser (falls er sie, wie ich doch nicht glauben kann, nicht kennen sollte) umsonst gebe, weil ich sie umsonst, aus Mosers Reliquien, genommen habe,



habe, die aber eben so gut als jene, wofür der ältere Dionysius ein halbes Talent bezahlte, und hernach sein Leben dadurch rettete*), ihr halbes Talent unter Brüdern werth ist, da sie, wie ich auf Glauben versichern kann, ein vortrefliches Receipt gegen Unmuth über sehlgeschlagene Hofnungen und vereitelte Bemühungen enthält. Wir wußten, wie die Alten unterrichtet hatten; lasen aber auch die neuen Schriftsteller über die Pädagogik, und nahmen so viel daraus, als wir in unserer Lage brauchen konnten, und, quod probe notandum, brauchen zu dürfen glaubten. Denn daß von den neuern Herren, für welche wir übrigens allen Respect haben, mancher recht ins Schwarze geschossen zu haben glaubte, und doch vorbeigeschossen hatte, das bemerkten wir, nach unserer Wenigkeit, hie und da; wollen aber ein Hochverehrliches Publicum mit den Belegen hievon nicht aufhalten, sondern lieber einen jeden, der, aus Interesse oder Liebhaberey, sich gern von der Sache unterrichten möchte, den unvorgreiflichen Vorschlag thun, die Scheibe, nach welcher die Herren schossen, selbst in beliebigen Augenschein zu nehmen. Bey jeder kleinen Verbesserung, welche wir von Zeit zu Zeit in unserer Schule vornahmen, das Te Deum laudamus unter Trompeten- und Paukenschall absingen zu lassen, war nicht unsere Sache. Wir wandelten, friedlich und einträchtig, ohne daß einer von uns die Trompete geblasen hätte, und nicht selbst mit in den Streit gezogen wäre, oder die andern zum Angriff ermuntert hätte, und selbst, wie Terenzens Thraso**), weislich hinter die Fronte getreten wäre; wir giengen auf der Straße, die da, glauben wir, heißet und ist die richtige, weiter fort, ohne uns rechts und links umzusehen und Complimente zu machen oder zu erwarten; welches, wie man weiß, nicht jedermanns Ding ist. So haben wir freylich mit unserer Schulanstalt nicht viel Aufsehens gemacht; habens erfahren, daß Bescheidenheit nicht sehr fördert, da nicht jedermann so honnet und discret denkt, als der Löwe im Phädrus***); haben mit unserm stillen bescheidenen Wesen (so darf ichs doch wohl nennen, ohne unbescheiden zu seyn?) unserer Schule vielleicht weniger genützt als geschadet. Unkraut wuchs auch auf dem Lande, das wir bearbeiteten, immer unter dem Weizen; welches, das glaube man mir! allenthalben der Fall ist. Da sprach man, wie es denn zu gehen pflegt, mehr von dem

*) Was du thust, so bedenke das Ende.

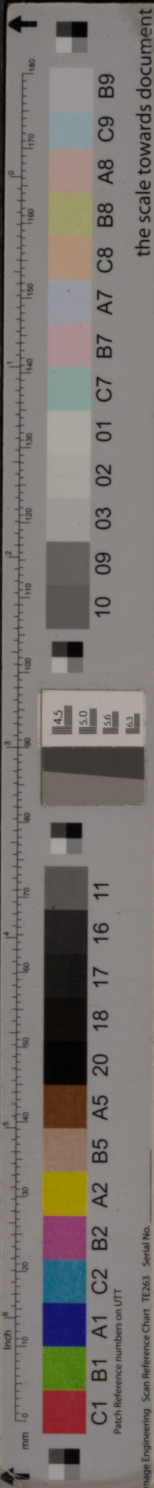
**) Terent. Eunuch. Act. IV Sc. VII.

***) Phädr. Fabb. I, II, Fab. II.



dem Unkraut, als von dem Weizen; wiewohl, nach meinem Geschmack, ein Discours von Weizen angenehmer ist, als einer vom Unkraute. Das Gerücht, das bekanntlich, als ein launigtes Ding, lieber das Böse als das Gute ausbreitet, und das wir seine Posaune blasen ließen, weil es sich doch endlich müde blasen mußte, und weil wir, da wir uns auf dieß Instrument nicht verstehen, nicht dagegen blasen mochten, brachte also unsere Schule um etwas von dem Flor, darinnen sie vor einigen Jahren stand. Wir werden nun, obiger Theorie von der Bescheidenheit gemäß, künftig öfterer, als bisher geschehen, mit dem Publicum von unsern Schulanstalten, von den Veränderungen, und, wenn mans nicht übel nehmen will, von den Verbesserungen unserer Schule und von dem Guten reden müssen, welches wir geleistet haben, wenn wir anders bey der großen Concurrrenz so viel wohl eingerichteter Schulen und Institute nicht zurück stehen wollen.

Eine Veränderung, die jetzt bey unserer Schule vorgegangen, ist im Publicum hinlänglich bekannt. Der bisherige verdienstvolle Herr Conrector Chrysander ist ins Predigtamt berufen, mir aber ist von Sr. Durchlaucht dem regierenden Herrn Herzoge zu Mecklenburg-Schwerin diese erledigte Stelle gnädigst angewiesen worden. Desgleichen hat der bisherige würdige Herr Collaborator Simonis ebenfalls eine Predigerstelle erhalten, der Herr Candidat Rath aber wird als Collaborator sein Nachfolger seyn. Da die feyerliche Einweisung in diese Aemter am kommenden 10. Januar vor sich gehen wird: So lade ich die Gönner und Freunde der hiesigen Domschule mit der einem Jeden von Ihnen gebührenden Ehrerbietigkeit und Hochachtung ein, sich am gedachten Tage Nachmittags nach 3 Uhr im Auditorium unserer Schule zur Anhörung zwey lateinischer Reden einzufinden, wovon der Herr Consistorialrath Martini die eine, über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Bildung und Beredlung der Sitten, und ich die andere, über die Ursachen, warum die lateinische Sprache heutiges Tages weniger, als sonst, geachtet wird, halten werden.



Indessen ist der Widerspruch obiger beyden moralischen Prinzipien; obgleich das eine zu verbieten scheint, was das andere ihnen sie sich doch beyde sehr leicht mit einander vereinigen.

Grundsätzlich gut ist unser Betragen, wenn wir darinnen zum Besten der menschlichen Gesellschaft (uns selbst also nicht ausgeschlossen) abzuwenden sind. Dies vorausgesetzt, ist es klar, daß man des Guten an sich könne, wenn man unter dem Guten ein solches Verhalten annehmen versteht, da man sich bestrebt, die Summe der Vortheile für die menschliche Gesellschaft verschaffen können, so groß, und den Gebrauch unserer Kräfte nur irgend möglich, zu vergrößern. Man mag dagegen jede einzelne Handlung, jede besondere Seite eines Menschen gut, wenn aus derselben unter gewissen Umständen für das Ganze entspringen: So ist offenbar, daß man viel thun könne, wenn jene Umstände sich ändern, und dann das Gute in der Welt durch solche Handlungen weiter nicht so sehr vermehrt wird.

Und dieß auf die Bescheidenheit an. Die richtige Schätzung des Werthes, die unparteyische Vergleichung unserer eigenen Verdienste anderer, die Achtung welche wir den letztern schenken, das Verlangen und Bestreben, lieber unsern wahren Ruhm ehren, als ihn durch viel Geräusch bekannt und einleuchtend zu machen, dieß wird nie dem Publicum nachtheilig werden, sondern ihm, selbst, auf mancherley Art Vortheil verschaffen. In so fern so nie zu bescheiden seyn. Aber das gänzliche Stillschweigen der Verdienste ist an sich kein Mittel dem Publicum zu nützen. Durch ein solches Stillschweigen dieser Nutzen der Gesellschaft so zu vermindern, und gereichte es uns etwa selbst zum Nachtheil: So ist es nicht pflichtmäßig, der Welt zu sagen, was man leisten kann, (dieß oft nicht besser zeigen läßt) was man geleistet hat. Man thut zu viel, wenn man in diesem unnützen Stillschweigen beharrt. Es hängt also z. E. unser Nachbar sein Schild aus, kündigt auf großen goldnen Buchstaben seine Waaren an, und rühmt sie. So laßt uns dreist unser Schild auch hinaus hängen, und unsere